

- Es gilt das gesprochene Wort -

Laudatio auf Julia Schoch und „Das Vorkommnis“
Schubart-Preis der Stadt Aalen 2023

Von Anne-Dore Krohn

Aalen, 22.04.2023

Die Figur mit dem Namen „ich“: Julia Schochs literarische Erinnerungsarbeit

Sehr geehrte Damen und Herren, und vor allem: liebe Julia Schoch,

niemand fällt so forsch und formvollendet mit der Tür ins Haus wie Julia Schoch.

Oder anders gesagt:

Niemand fällt so forsch und formvollendet mit einem Satz ins Buch wie Julia Schoch.

Auf der ersten Seite ihrer letzten beiden Bücher fällt jeweils ein Satz, ein Satz wie ein Schuss.

In „Das Liebespaar des Jahrhunderts“, in diesem Frühjahr herausgekommen, ist es dieser Satz: „Ich verlasse Dich.“ Und in „Das Vorkommnis“, erschienen 2021, das Buch, von dem wir so hingerissen waren, dass wir es heute mit dem Schubart-Preis der Stadt Aalen auszeichnen, geht der Satz so: „Wir haben übrigens denselben Vater.“

Krachersätze sind das, von denen wir uns sofort freiwillig und fasziniert gefangen nehmen lassen - zwischen den beiden Buchdeckeln und mitten im fesselnden Erzählkosmos dieser Autorin.

„Das Vorkommnis“ ist der erste Teil einer Trilogie, der Untertitel lautet „Biographie einer Frau“. Schoch erforscht ein Leben, jedes Mal aus einem anderen Blickwinkel. In „Das Vorkommnis“ ist die Ich-Erzählerin, eine Autorin, auf Lesereise, und in einem norddeutschen Kulturhaus tritt während der Signierstunde eine Frau an ihren Tisch und sagt diesen Krachersatz. Im Folgenden geht es weniger darum, ob die Frau tatsächlich die Halbschwester ist, sondern um das Beben nach dem Erdstoß, den Verlust einer vermeintlichen Ordnung, das Hinterfragen von scheinbaren Gewissheiten. Meisterlich, analytisch, in glasklarer Sprache erzählt. Aus der „sauberen geometrischen Form“, in der sie bisher ihre Familie gesehen hatte, wird durch das Vorkommnis ein „struppiges Gewächs“.

Das Vorkommnis. Ein wunderbares, leicht altmodisches Wort. Kein Ereignis, keine Begebenheit, kein Erlebnis, keine Angelegenheit, keine Bescherung. Man kann dieser Autorin mit einiger Sicherheit unterstellen, dass ihr ein „Vorkommnis“ nicht unterläuft, dieses Wort ist eine Entscheidung. Als junge Frau wurde Julia Schoch mal DDR-Meisterin im „Vierer mit Steuerfrau“, und die Steuerfrau war sie selbst - das kann man durchaus programmatisch verstehen, damals saß sie am Ruder, heute sitzt jedes Wort.

Ein „Vorkommnis“. Etwas kommt vor.

Genau. So was kommt doch vor. Man könnte auch fragen: Warum erschüttert die auftauchende Halbschwester die Erzählerin eigentlich so? Hier im Saal sitzen bestimmt

- Es gilt das gesprochene Wort -

einige, die mehr oder weniger bekannte Halbgeschwister haben. Das gab es schon immer. Fontane zum Beispiel hat während seiner Verlobungszeit mit Emilie (die lang dauerte, weil er lange nicht genug verdiente, um sie zu heiraten) min. zwei uneheliche Kinder in Dresden gezeugt. Bei Christian Friedrich Daniel Schubart weiß man da nichts Genaues, aber er soll ein „ungezwungenes Liebesleben“ geführt haben, auch während der Ehe mit Helene Bühler. „Ich konnte“, schrieb er, „mein Weib durch ihre Verheiratung nicht glücklich machen. (...) Ich war viel zu wild, um die Seligkeit des häuslichen Lebens ganz empfinden zu können.“ Wer weiß also, wie viele „Vorkommnisse“ es in Schubarts Leben gab?

Ich habe bei den Recherchen für diese Laudatio ein wunderbares kleines Gedicht von ihm gefunden. Es zeigt die Bandbreite dessen, was man alles zur Autorschaft zählen kann:

An Tilla

Hier ist, o liebes Weibchen!/ Ein kleiner Wunsch für dich./ Ich wünsche dir, mein Täubchen,/ Ein kugelrundes Leibchen,/ Und ach! – zum Autor – mich!

Ist das nicht wunderbar? Er nennt den Erzeuger eines kugelrunden Bauches einen Autor! (Ich stelle mir gerade die rebellierenden Kinder vor, wenn wir nicht mehr sagen, wir sind die Eltern, sondern: Wir sind die Autoren.)

Abgesehen davon, dass dieses Gedicht von Schubarts fröhlichen Draufgängertum zeugt, spiegelt sich darin auch die Unerschrockenheit seiner Persönlichkeit, an die die Stadt Aalen u.a. mit diesem Preis an ihn erinnern möchte. Der offene Blick, der Mut, die scharfe Kritik an Obrigkeiten brachte ihm zehn Jahre im Turmverlies ein, und in den ersten Jahren passierte ihm dort das „Schlimmste, was einem schreibenden Menschen passieren kann“: Man gab ihm weder Stift noch Papier, keine Schreibtafel, keine Feder und keinen Bleistift. Und dennoch „schrieb“ er, indem er einem Mitgefangenen seine Lebensbeschreibung durch die Wand diktierte, später erschienen als „Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt“, Erstdruck 1791.

Über seine Persönlichkeit wird heute meist mehr gesprochen als über seine Texte. Doch auch Schubart wird sich, das merkt man nicht zuletzt an diesem kleinen Gedicht, schon mit der Autorschaft herumgeschlagen haben, mit Fiktion und Phantasie, dem Umgang mit eigenen Erlebnissen und der Frage, welche Sehnsüchte aufs Papier und welche ins Leben gehören. Der Traum von Tilla, ihrem kugelrunden Leibchen und dem, was notwendigerweise vorausgehen musste, wölbte sich vielleicht nur auf dem Papier. Das „ich“ im Gedicht, wer ist das: Schubart selbst? Ein lyrisches Ich? Eine fiktive Person, die zufällig „ich“ heißt?

In der Gegenwartsliteratur scheint es fast nur noch Ich-Figuren zu geben. Wenn man sich das letzte Literaturjahr ansieht, hat man den Eindruck, dass ausnahmslos Ich-Berichte, Memoirs und persönliche Erlebnisse prämiert wurden: Der Literaturnobelpreis ging an Annie Ernaux, der Deutsche Buchpreis an Kim de l'Horizon, der Georg-Büchner-Preis und Schillerpreis für Emine Sevgi Özdamar. Alle schreiben über ihr eigenes Leben.

Auch heute feiern wir eine Autorin für ein Buch, in dem sie „ich“ schreibt, und Sätze wie diese: „Ich hatte Lust, in den Keller zu steigen und etwas zu ergründen, das mir selbst noch unklar war“. Und: „ein Romanautor, eine Romanautorin schreibt in erster Linie über sich selbst“. Julia Schoch hat an vielen Stellen gesagt, dass es diese Frau im norddeutschen

- Es gilt das gesprochene Wort -

Kulturhaus wirklich gab. Es ist also ihre Geschichte. Aber wie schreibt man am besten über sich selbst? Die wenigsten tun das so klug und konzentriert, so poetisch und pointiert wie sie. Wie sie das eigene Leben in Literatur verwandelt, ist beindruckend künstlerisch und raffiniert.

Aber wenn Autorinnen und Autoren ihr eigenes Leben zu Literatur machen, ob Julia Franck, Daniela Dröscher, Annie Ernaux, Karl Ove Knausgard, Didier Eribon, Christian Kracht, Christian Baron, Thomas Melle und viele andere, oder eben Julia Schoch, dann heißt das nicht automatisch, dass man das „ich“ und die Autorin für dieselbe Person halten muss. Es heißt auch nicht, dass sie sonst nichts zu erzählen hätten, oder dass sie damit gar – wie es der französische Literaturkritiker Gérard Genette einmal unterstellte - unangenehme Dinge über ihren Freundeskreis und ihre Verwandtschaft im Gewand der Fiktion loswerden wollen, um Gerichtsverfahren zu vermeiden.

Schon gar nicht Julia Schoch. Wenn sie „ich“ schreibt, dann können Sie davon ausgehen, dass sie dieses Personalpronomen genauso entschlossen platziert wie das Wort „Vorkommnis“. Denken Sie an die Steuerfrau. Nicht aus einer vermeintlichen Objektivität heraus zu schreiben, sondern aus einer vermeintlichen Subjektivität, muss man bei ihr als eine sehr bewusste Entscheidung lesen. Ich gehe sogar so weit zu sagen: Vielleicht ist Julia Schochs Literatur sogar objektiver als viele auktoriale Texte, gerade weil sie „ich“ schreibt.

So ein „ich“ ist eine knifflige Angelegenheit, und es gehört zu den Meilensteinen des Erwachsenwerdens - Sie alle hier im Raum werden diese Erfahrung irgendwann gemacht haben - zu begreifen, dass das so ist. Glücklicherweise haben wir Autorinnen und Autoren, die sich um komplizierte Angelegenheiten kümmern und dafür Worte finden, mit denen wir uns verstanden fühlen, vielleicht sogar denken: Huch, das bin ja ich. So geht es mir in Julia Schochs Büchern: Immer wieder stehen da Sätze, in denen ich mich sofort zuhause fühle.

Das sind die Glücksfälle: Bücher zu lesen, in die man einziehen möchte, zwischen deren Buchdeckel man leben möchte. Ich habe mal den Satz gehört: Bücher schauen so zurück, wie man in sie hineinschaut. Je nach Lebensalter, je nach Lebenslage ändert sich der Blick und damit ändert sich auch das Buch. Wir gießen unser eigenes Ich hinein, wir fallen hinein, als Lesende, als Menschen, mit unseren eigenen Geschichten, Erfahrungen und Einschätzungen. Über dieses Phänomen hat letztes Jahr auf der Frankfurter Buchmesse auch der pakistanische Autor Mohsin Hamid gesprochen: Jedes Buch, das eine Autorin oder ein Autor fertigstelle, sagte er, sei immer nur ein halbes Buch. Die andere Hälfte gehöre den Leserinnen und Lesern.

Als ich ungefähr 14 war, was an sich schon eine verzwickte Angelegenheit ist, las ich den „Steppenwolf“. Hermann Hesse wird heute berechtigterweise für vieles kritisiert, aber das ändert nichts daran, dass Generationen von Heranwachsenden sich von seinen Büchern verstanden fühlten. Ich auch. Im Steppenwolf, viele werden den Roman kennen, leidet ein Mann namens Harry Haller an seinem „ich“, er fühlt sich innerlich zerrissen: Mensch versus Wolf, Bildungsbürger versus Außenseiter, Vernunft versus Rausch. Nach einigen Suchbewegungen, die vor allem in Sex, Drugs und Rock'n Roll ihren Ausdruck finden, steht Harry Haller in einer Art „Magischem Theater“ vor einem Spiegel. Ein Zauberspiegel, der seine innere Heterogenität reflektiert und ihm zeigt, wie vertrackt diese Zerrissenheit ist. Er sieht sich aufgesplittet in multiple Charakterzüge, alle unterschiedlich alt: Greise, Säuglinge,

- Es gilt das gesprochene Wort -

Kinder, Jugendliche, Alte und Mittelalte - die Fülle, Vielgestaltigkeit und Reichhaltigkeit seiner Persönlichkeit sieht er da, alle wirbeln durcheinander und alle gehören zu ihm.

Aus heutiger Sicht vielleicht etwas plakativ. Aber als Vierzehnjährige elektrisierte mich das Bild sehr. Schockierend. So viele Ichs?

Doch dann, als der Schreck sich setzte, war es tröstlich. Wie erleichternd, kein homogenes Individuum sein zu müssen! Das Ich ist ein Splitter-Ich! Die Persönlichkeit eine Patchworkfamilie! Eine wohltuend-beruhigende Legitimation und ermutigende Erklärung der widersprüchlichen Sehnsüchte, die einen manchmal zerreißen. Diese innere Patchworkfamilie wirft im Laufe des Lebens immer wieder zentrale Fragen auf: Wie lebt man damit, ohne allzu viel Verwüstung anzurichten, bei sich selbst und bei anderen? Welche Sehnsüchte packt man wohin? Welche lebt man aus, welche bewahrt man ganz tief innen im Verborgenen, welche trägt man hinaus in die Welt? Und da sind Autorinnen und Autoren klar im Vorteil: Welche verwandelt man in Text, in Geschichten?

In der Zeitschrift „Volltext“ hat Julia Schoch vor kurzem einen Essay veröffentlicht, der sich wie eine poetische Handreichung zu ihrer Trilogie liest. Der Essay basiert auf ihrem Abschlussvortrag einer Tagung und heißt „Über das eigene Leben schreiben – Betrachtung eines Scherbenhaufens“, und sie setzt sich darin mit der Autofiktion auseinander. „Leben wir nicht permanent mit Bruchstücken, von Anfang an?“ fragt Julia Schoch da, „mit Unvollständigkeiten, biografischen Brocken?“ Und dann beschreibt sie ihre Arbeit als Autorin, wie sie die eigene Geschichte erzählt, indem sie sie „zu verschiedenen Mustern zusammenlegt“.

Autofiktion ist eigentlich nichts Neues. Es ist kein Trend, es ist nur ein Trendwort. So wie Hütten und Häuschen heute plötzlich „Tiny House“ heißen; so wie man Seitensprünge und Fremdgehen jetzt lieber „Polyamorie“ nennt, heißt das, was man früher vielleicht als Authentizität oder Erfahrung bezeichnete, seit Ende der 70er Jahre „Autofiktion“.

John Updike formulierte es so: „Wir alle beuten die Goldadern unserer eigenen Biographie aus“. Monika Helfer, die wir hier vor zwei Jahren ebenfalls mit dem Schubart-Preis auszeichneten, sagte: „Mir ist als Schriftstellerin die Freiheit gegeben, dass ich die Wahrhaftigkeit erfinden kann.“ In Peter Stamm's Roman „In einer dunkelblauen Stunde“ stellt ein Schriftsteller namens Wechsler klar: „Nie lügt man so schamlos, wie wenn man von sich selbst erzählt“. Judith Hermann schreibt in ihren Frankfurter Poetikvorlesungen, die gerade unter dem Titel „Wir hätten uns alles gesagt“ erschienen sind: „Selbstverständlich ist die Ich-Erzählerin ich, ich bin das“, um nur wenige Zeilen später zu ergänzen: „Und selbstverständlich ist diese Ich-Erzählerin eben genau nicht ich“.

Und jetzt wieder Julia Schoch. In dem genannten Essay über den Scherbenhaufen erzählt sie vom Glück, als sie ihre erste richtige Geschichte schrieb, „an einem einzigen Abend, im Stehen an einem Kachelofen in meiner ersten Wohnung“. Und dann kommt ein Satz, den ich sofort doppelt, dreifach unterstrich: „Unter anderem war ich entzückt über den Umstand, eine Figur mit einem Namen erfunden zu haben. Dieser Name lautete: „Ich.“

Damit ist eigentlich alles gesagt. Besser kann das niemand formulieren.

- Es gilt das gesprochene Wort -

(Dieser Satz hätte als Laudatio eigentlich gereicht, aber das wäre etwas kurz gewesen und Julia Schoch zumindest kannte ihn ja schon. Umso mehr freue ich mich gleich auf die Dankesrede von Ihnen.)

Vielen Dank, Julia Schoch, für diesen Satz. Alle Fragen nach autofiktionalem Schreiben, nach Wahrheit und Authentizität in der Literatur, sind damit beantwortet.

Eine Figur erfinden, die „ich“ heißt.

Letztlich ist Julia Schoch immer wieder zu dem Ich zurückgekehrt, schreibt sie in dem Essay weiter, „zu diesem Ich, das eine fiktive Version meiner selbst ist.“ Die Trilogie „Biographie einer Frau“ ist nun so etwas wie die konsequente Umsetzung dieser Erkenntnis im Schreiben von Julia Schoch. Der nächste Schritt, die nächste Ebene - nach zahlreichen Büchern, in denen sie immer wieder um autobiographische Erlebnisse kreiste, angefangen von ihrem Debut „Der Körper des Salamanders“ über „Die Geschwindigkeit des Sommer“ zu „Selbstporträt mit Bonaparte“ oder „Schöne Seelen und Komplizen“. Da ging es um das Aufwachsen in einem Land, das später verschwand, um einen Vater, der Offizier war, um eine Kleinstadt am Stettiner Haff, um eine Schulklasse kurz nach der Wende. Es ging um: Julia Schochs Erinnerungen, die in den Büchern ein neues Gewand und Zuhause fanden.

Erinnerungen sind wie ein Hund, der sich hinlegt, wo er will. Dieser Satz ist von Cees Nooteboom. Als ich neulich noch mal den „Steppenwolf“ zur Hand nahm, war ich höchst erstaunt, wo sich der Hund meiner Hesse-Erinnerung hingelegt hatte. Diese Szene von Harry Haller vor dem Magischen Spiegel, in dem er seine multiple Persönlichkeit sieht, ist in meiner Erinnerung mehrere Seiten lang, farbenfroh, detailliert. In Wirklichkeit ist aber es nur ein Absatz. Kurz, fast fad. Meine eigene Hälfte am Buch hat sich - ein paar Jahrzehnte später - drastisch verändert.

In einem Gespräch, das wir letztes Jahr im Radio über das Buch führten, sagte Julia Schoch: „Man muss vergessen, um sich richtig zu erinnern.“ Auch das ist ein großartiger Satz. Nur wenn wir vergessen, können wir etwas bergen und wieder hochholen, und ihm neu entgegenzutreten. Was Julia Schoch da tut, könnte man literarisches Erinnern nennen. Sie webt aus diesem aus der Erinnerung Geborgenem ein Buch, in das sie eine Figur setzt, der sie den Namen „ich“ gibt.

Vielen Dank, Julia Schoch, dass Sie uns Lesenden mit jedem ihrer Bücher die Tür aufhalten, so dass wir hineinfallen können, mit unseren eigenen Familiengeheimnissen, unseren eigenen Erinnerungen, und unserem eigenen, multiplen „ich“.

Herzlichen Glückwunsch, im Namen der ganzen Jury, zum Schubart Preis 2023!